

»Wir sind so gegen neun da.« Etwas raschelte. »Oder, Gustave?«

Prompt war aus dem Hintergrund ein lautes »Unbedingt! Spätestens. Wenn nicht früher« zu hören. Dupin vernahm jetzt auch Motorgeräusche.

»Das ist doch wunderbar, oder?«, sagte Claires Mutter begeistert. »So haben wir noch den ganzen Abend zusammen! Wir freuen uns, Georges. – Sagst du Claire Bescheid?«

»Ich ... bin mir sicher, sie wird außer sich sein. – Vor Freude.«

»Das denke ich auch! Bis nachher also, Georges!«

Vorbei war das Gespräch.

Dupin brauchte eine Weile, um sich zu sammeln.

Das war es dann wohl mit dem ruhigen Abend zu zweit. Es würde also schon heute beginnen. Nicht, wie ursprünglich geplant, erst am morgigen Samstag. Dupin hatte es konsequent verdrängt. Claires Eltern kamen zu Besuch, seine Schwiegereltern gewissermaßen. Das gesamte lange Pfingstwochenende. Gustave und Hélène Lannoy. Aus der Nähe von Fécamp in der Normandie. Dupin hatte sie, seit Claire und er wieder zusammengekommen waren, erst wenige Male wiedergesehen. Die beiden würden bei ihnen wohnen. Drei Tage lang. Dupin war glücklich über das Haus, in das Claire und er letztes Jahr gezogen waren, aber ein geräumiges Haus brachte, wie sich jetzt zeigte, nicht nur Vorteile mit sich. Claires Eltern waren so unterschiedlich, wie man es nur sein konnte. Hélène war Yogalehrerin und Claires Vater führte eine erfolgreiche Anwaltskanzlei, die er offiziell eigentlich bereits einem Seniorpartner überlassen hatte. Allerdings war es ihm unmöglich loszulassen. Zu den wenigen Dingen, die sie teilten, gehörte neben der Vorliebe für gutes Essen und Trinken sowie der tiefen Liebe zu Claire die Lust am Diskutieren, mit einem Redeverhältnis von neun zu eins für Claires Mutter. Stoff gab es aufgrund ihrer unterschiedlichen Ansichten stets genug, es reichte für mehrere gemeinsame Leben. Eine interessante Anlage für eine Beziehung, fand Dupin – nichtsdestotrotz würde jeder der beiden ihre Ehe, ohne zu zögern, als »überglücklich« bezeichnen. »So sind sie halt«, hatte Claire ihn ermahnt, »es wird bestimmt schön!«

»Verflucht!«, entfuhr es ihm. Er hatte sich wirklich auf heute Abend gefreut. Auf die Zeit zu zweit. »Das kann ...«

Das Telefon. Ein viertes Mal.

Abermals nahm er unwirsch an.

»Ja?«

»Spreche ich mit Commissaire Georges Dupin?«

Es war die Stimme einer älteren Frau. Dupin riss sich zusammen. Die Anruferin traf keinerlei Schuld an der unglücklichen Wendung seines Abends.

»Am Apparat. Mit wem spreche ich?«

»Ich bin Madame Chaboseau. Die Gattin von Docteur Pierre Chaboseau.«

Docteur Chaboseau, der Arzt mit der modernsten Praxis Concarneaus, sie befand sich in einer Villa am Boulevard Katherine Wylie, direkt am Meer. Nicht weit von Claires und Dupins Haus entfernt. Chaboseau war als Kardiologe und Hausarzt tätig und legte größten Wert auf Status, genau wie seine Frau. Sie zählten zu den *Notables* der Stadt, den alteingesessenen, wohlhabenden Familien, die über Generationen die Geschicke Concarneaus geprägt hatten und über einflussreiche Beziehungen verfügten. Sie lebten, auch deshalb kannte Dupin sie, nicht in der Villa, in der sich die Praxis befand, sondern in dem Haus, in dem auch Dupins Stammrestaurant war, das *Amiral*. Ebenfalls eine prächtige Immobilie in bevorzugter Lage, den Chaboseaus gehörte der zweite und dritte Stock des Gebäudes sowie das aufwendig ausgebaute Dachgeschoss.

»Worum geht es, Madame?«

»Er ist tot.«

»Wie bitte?«

Hatte er sich verhängt?

»Mein Mann«, ein deutlicher Vorwurf war zu vernehmen, »er ist tot. Ich habe ihn vor ein paar Minuten gefunden, unten im Hof. Er ist aus seinem Arbeitszimmer im obersten Stock gestürzt.«

Sie sprach beinahe mechanisch, bemüht, korrekte Angaben zu machen.

Dupin stand wie angewurzelt.

»Ihr Mann ist tot?«

»Ja.«

»Aus einem Fenster gestürzt?«

»Er liegt zerschmettert am Boden.«

Eine Pause.

»Ich ...«, Dupin brach ab. Und setzte noch einmal an: »Haben Sie die Polizei verständigt?«

Eine seltsame Frage, musste er zugeben.

»Ich habe mir im Kommissariat Ihre Nummer geben lassen. Ich habe gesagt, es sei dringend.«

»Und Sie haben den Vorfall *dort* nicht gemeldet?«

»Ich denke, es handelt sich um eine Angelegenheit, mit der sich der leitende Kommissar persönlich befassen sollte.«

Dupin hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Er erreichte einen kleinen Pfad.

»Sind Sie sicher, dass Ihr Mann tot ist?«

»Es ist eine große Blutlache zu sehen. Er liegt sehr«, sie suchte nach Worten, »sehr *merkwürdig* da.«

»Verständigen Sie auf der Stelle einen Krankenwagen, Madame. Ich mache mich unverzüglich auf den Weg, aber es wird eine Dreiviertelstunde dauern, bis ich bei Ihnen bin.« Eigentlich sogar mindestens eine. Wenn er beherzt fuhr.

»Ich werde den Kollegen Bescheid geben, sodass sofort jemand zu Ihnen fährt.«

Er beschleunigte seine Schritte.

»Denken Sie denn, es war Mord?«

Madame Chaboseau zögerte.

»Madame? Sind Sie noch am Apparat?«

»Sie sollten sich so schnell wie möglich herbemühen, Commissaire.«

Es war ein grauenvoller Anblick gewesen. Ein absonderlicher noch dazu. Die beachtlich große Blutlache hatte sich um den gesamten Oberkörper herum ausgebreitet. Beinahe kreisförmig und tiefrot. Glassplitter blitzten im Sonnenlicht auf, als wären sie Dekoration. Sie waren über den kleinen Innenhof verteilt: die Überreste der großen Panoramasscheibe, durch die Docteur Chaboseau gestürzt war. Er war auf der rechten vorderen Körperseite aufgeschlagen. Die Schulter stand auf unnatürliche Weise vom Körper ab. Auch die Hüfte bildete einen merkwürdigen Winkel zu den schlaffen Beinen. Dupin schätzte die Höhe, aus der der Arzt gestürzt war, auf rund fünfzehn Meter. Der Tote trug eine dunkle Cordhose, ein beigefarbenes Hemd und eine gleichfarbige Weste sowie edel aussehende schwarze Hauslederslipper, die absurderweise an den Füßen geblieben waren. Das rötliche Haar sah aus, als wäre es gerade eben erst gekämmt worden. Nur die linke Gesichtshälfte war zu sehen. Das linke Auge stand einen Spalt weit offen.

Nachdem Dupin den Toten eine Weile betrachtet hatte, hatte er sich direkt in die Wohnung der Chaboseaus begeben, mit einem dieser nachträglich eingebauten Fahrstühle, wie sie viele alte Gebäude besaßen. Der Aufzug glich einer Sardinenbüchse, die an einem Drahtseil hing.

Der Gerichtsmediziner – der alte Docteur Lafond, noch der erträglichste von allen Vertretern seiner Zunft – wie auch die Spurensicherung waren selbstverständlich längst vor Ort. Dupin war mit Abstand der Letzte am Tatort gewesen, Docteur Lafond hatte nur auf ihn gewartet, bevor er die Leiche ins Labor nach Quimper bringen ließ.

Während der rasanten Fahrt von der Pointe du Raz zurück nach Concarneau hatte Dupin mehrfach versucht, Nolwenn und Riwal zu erreichen. Vergebens. Bei jedem zweiten Anruf hatte er eine Nachricht aufs Band gesprochen. Es half nichts, er würde

erst einmal ohne sie auskommen müssen. Von den vier Kollegen, die sich überhaupt im Kommissariat aufgehalten hatten, waren zwei rasch vor Ort gewesen. Rosa Le Menn und Iris Nevou. Dem Kommissariat waren Anfang des Jahres zwei neue Stellen zuerkannt worden – was sie vor allem Nolwenns energischer Beharrlichkeit zu verdanken hatten, seit geraumer Zeit schon waren sie notorisch unterbesetzt gewesen. Zwei Kolleginnen verstärkten nun das Team, Nolwenn hatte auch diese Veränderung als »bitter nötig« erachtet. Le Menn kam direkt von der Polizeischule, war Anfang zwanzig, groß, mit breiten Schultern wie eine Schwimmerin, und trug ihre dunkelblonden Haare in einem geflochtenen Zopf. Sie war selbstbewusst, voller Energie. Iris Nevou war zierlicher – in der Uniform sah sie immer etwas verloren aus –, sehr helle Haut, dunkler Pagenkopf, und mit einer bemerkenswert tiefen, durchdringenden Stimme ausgestattet. Zwei Mal war sie als beste Polizeischützin der Bretagne ausgezeichnet worden, obwohl sie nicht einmal besonders viel trainierte. Sie hatte fünfzehn Jahre in der Gendarmerie von Le Conquet gearbeitet. Ende letzten Jahres hatte sie ihren Mann und ihr bisheriges Leben verlassen und war vom äußersten Nordwesten der Bretagne in den »Süden« gezogen.

Le Menn und Nevou hatten die Leiche ein erstes Mal in Augenschein genommen. Und jetzt, da auch Dupin den Toten gesehen hatte, erschien ihm Madame Chaboseaus Annahme, dass ihr Gatte schon zum Zeitpunkt ihres Anrufes tot gewesen war, äußerst plausibel. Dennoch hätte sie natürlich einen Krankenwagen rufen müssen, was sie allerdings selbst nach Dupins nachdrücklicher Aufforderung nicht getan hatte.

Sie befanden sich mittlerweile im Dachgeschoss, Dupin hatte in die Wohnräume der zweiten und dritten Etage nur einen kurzen Blick geworfen. Das ausgebaute Dachgeschoss war »Monsieurs Reich«, wie Madame Chaboseau sich ausgedrückt hatte. Sie befanden sich im großräumigen privaten Arbeitszimmer, Dupin schätzte es auf mindestens fünfzig Quadratmeter. Richtung Hafen drei kleinere Fenster, auf der gegenüberliegenden Seite zwei großzügige Panoramafenster. Sie boten einen großartigen Blick auf die Stadt, über die Dächer der umstehenden Häuser hinweg. Das rechte Fenster war kaputt, über drei Meter breit, beinahe bis zum Holzfußboden reichend – hier war es geschehen.

Die Art und Weise, wie das Dachgeschoss ausgebaut worden war, ließ einen Umbau in den Siebzigern vermuten. Die Einrichtung bestand ausschließlich aus Antiquitäten: alte Stehlampen, zwei schmale elegante Sekretäre, auf denen Kunstbildbände lagen, Perserteppiche auf gepflegtem dunklem Parkett, in einer Ecke eine mit rotem Samt bezogene Chaiselongue, in einer anderen ein schwarzer Ledersessel mit einem gepolsterten Fußhocker davor. An den Wänden hingen Gemälde in alten goldenen Holzrahmen, es waren sicher zwei Dutzend. Ein mächtiger Schreibtisch, ein ungemütlich aussehender Stuhl mit hoher Lehne dahinter. Alles in penibel gepflegtem

Zustand, nahezu obsessiv ordentlich. Dupin erinnerte es an die Wohnung seiner Pariser Kindheit. Das Credo seiner Mutter lautete: Lässt man auch nur eine einzige Staubflocke zu, folgt zwangsläufig der allgemeine Niedergang.

»Und nur, falls Ihnen der Gedanke kommt, Monsieur le Commissaire«, sagte Madame Chaboseau in diesem Moment geradezu empört, »mein Mann war keinesfalls wackelig auf den Beinen! Auch wenn er dieses Jahr vierundsiebzig geworden ist. Seine Hüfte machte ihm ein wenig zu schaffen, aber er war weit davon entfernt, deswegen das Gleichgewicht zu verlieren und durch eine Fensterscheibe zu stürzen!«

Sie reckte das spitze Kinn in die Höhe.

»Und noch weniger – es verbietet sich eigentlich, darüber auch bloß einen Moment nachzudenken –«, sie stieß zischend die Luft aus, »noch weniger war es Selbstmord! Bereits die bloße Erwägung ist infam.«

Le Menn, Nevou und die Spurensicherung hatten bereits nach einem Brief oder Zettel gesucht, einer Nachricht von Monsieur Chaboseau, und nichts gefunden. Auch in den unteren Stockwerken nicht. Was jedoch noch nicht viel hieß, die meisten Selbstmörder hinterließen keinen Abschiedsbrief. Im Moment gab es allerdings in der Tat keinerlei Hinweise auf einen Selbstmord.

Dupin schätzte Madame Chaboseau auf Anfang siebzig. Kastanienbraun gefärbtes, kinnlanges Haar, eine voluminöse, elegante Frisur, die – so Dupins Vermutung – tägliche Friseurbesuche erforderte, zurückhaltend geschminkt, eine teuer aussehende Brille in Bordeauxrot. Sie trug eine dunkelgrüne Bluse und eine weite schwarze Stoffhose. Auch jetzt, vielleicht zwei Stunden, nachdem sie ihren Mann tot aufgefunden hatte, waren ihr keine übermäßigen Emotionen anzumerken. Dupin wusste, dass sich ein Schockzustand bei jedem Menschen unterschiedlich äußerte. Er hütete sich, von ihrem Auftreten auf ihr Inneres zu schließen. Wie er allgemein ein entschiedener Gegner voreiliger Schlussfolgerungen und Vermutungen war.

»Docteur Lafond wird die Leiche in der Gerichtsmedizin zuallererst auf Blutergüsse, Kratzer und Quetschungen untersuchen«, erklärte Rosa Le Menn klar und ruhig, aber ohne falsche Zurückhaltung, »um herauszufinden, ob Spuren eines Kampfes, einer körperlichen Auseinandersetzung zu finden sind.«

Im gesamten Arbeitszimmer gab es keinerlei Indizien, die auf einen Kampf hinwiesen. Dennoch: Mehr als einen einzigen kräftigen, geschickten Stoß hätte es nicht gebraucht, um den Arzt durch das Fenster stürzen zu lassen.

Dupin hatte in der Zwischenzeit das zweite, das intakte Panoramafenster inspiziert, das baugleich mit dem zerbrochenen war. Es gab weder Doppelverglasung noch Sicherheitsglas. Solche baulichen Vorschriften, die das, was passiert war, vermutlich verhindert hätten, hatte es zu der Zeit, als der Dachausbau erfolgt sein musste, noch